

MIRIAM GEORG



ro  
ro  
ro

# Das Tor zur Welt Hoffnung

ROMAN

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autorin**





**Miriam Georg**

# **Das Tor zur Welt: Hoffnung**

*Roman*

## Über dieses Buch

Alte Welt, neue Hoffnung

Die Hafenmetropole Hamburg ist rettungslos überfüllt, es kocht wie in einem Kessel. Bei den Auswandererhallen werden mit den Hoffnungen der Menschen auf ein besseres Leben rücksichtslose Geschäfte gemacht.

Hier arbeitet Ava – unermüdlich, Tag für Tag, nachdem ihre einzige Hoffnung zerschlagen wurde, in Amerika ihre Familie zu finden. Sie wurde gnadenlos hintergangen. Von der Frau, die ihr näherstand als eine Schwester. Trotzdem sorgt sie sich um Claire. Sie sucht nach ihr, überall, doch diese ist wie vom Erdboden verschluckt.

Claire musste alles aufgeben, um sich zu retten. Sie musste Ava verraten, ihre Mutter verlassen, alle Brücken hinter sich abbrechen. Aber ihr Stolz und ihr Eigensinn helfen ihr durch die dunkelsten Stunden. Denn nun wird sie kämpfen. Gegen sich selbst. Um Ava. Um die Liebe. Und um ihr Leben.

Zwei Frauen. Verbunden durch Freundschaft, getrennt durch Verrat. Nur zusammen können sie zu sich selbst finden.

## Vita

Miriam Georg, geboren 1987, ist die Autorin des Zweiteilers «Elbleuchten» und «Elbstürme». Beide Bände der hanseatischen Familiensaga wurden von Leserinnen und Lesern gefeiert, sie schafften auf Anhieb den Einstieg auf die Bestsellerliste und wurden zum Überraschungserfolg des Jahres.

Die Autorin hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Native American Literature. Wenn sie nicht gerade reist, lebt sie mit ihrer gehörlosen kleinen Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin-Neukölln.

# Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2022 by Miriam Georg

Redaktion Hanne Reinhardt

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Abigail Miles/Arcangel; Richard Jenkins;

Shutterstock; Karte: Umgebung von Hamburg, 1906/Christian

Terstegge; Deutsches Historisches Museum/© DHM/Bridgeman Images

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-01280-6

[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

*Für meine Schwestern*

Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh

Auszug aus einem Auswandererlied

# Das Meer

*Es gab kein Zurück. Immer schneller pflügte das Tenderboot durchs Wasser. Der Wind zerrte an ihren Haaren, Gischt benetzte ihr Gesicht. Im Nebel wartete das riesige Schiff auf seine Passagiere. Möwen umkreisten die Schornsteine, kleine geisterhafte Schatten vor dem Hintergrund der noch aufgehenden Sonne. Die Dampfbarkassen, die den Ozeanriesen an der Elbmündung der Nordsee übergeben würden, lagen schon bereit.*

*Sie konnte Menschen auf dem Oberdeck sehen, Damen mit Hüten, winkende Kinder. Aber erst, als sie die Gangway betrat, das Vibrieren der Maschinen unter ihren Füßen spürte, konnte sie es wirklich glauben.*

*Was tun wir nur, dachte sie. Ein Schwindel erfasste sie. In diesem Augenblick spürte sie eine große, warme Hand an ihrem Rücken, und instinktiv lehnte sie sich haltsuchend in die Berührung. Zumindest war sie nicht allein.*

*Doch der Mann hinter ihr war der falsche Mann. Es war die falsche Hand, die falsche Berührung. Sie schloss die Augen und versuchte, ihren Atem zu beruhigen. Wie hatte alles so furchtbar schiefgehen können? In einem Anflug von Panik drehte sie sich um und blickte zurück in Richtung Hamburg. Doch er zog sie am Arm zum Oberdeck, und nach einem letzten inneren Aufbäumen,*

*bei dem alles in ihr zu schreien schien, dass sie die falsche Entscheidung getroffen hatte, gab sie nach und folgte ihm.*

*Vielleicht war es gut so.*

*Vielleicht würde ihr Leben auf der anderen Seite des Ozeans endlich einen Sinn ergeben.*

# Altes Land

1963

**D**er Hof lag im Dämmerlicht. Es flimmerte durch die Blätter der Birken, sickerte wie Wasser über das moosbewachsene Reetdach, zog helle Streifen über den Stall und die Wiesen. Alles hier erzählte vom Verfall, von Jahren, die niemals wiederkehren würden. Die Trauerweide beugte sich über den Kräutergarten, als wollte sie darin versinken, das Haus mit seinem löchrigen Mauerwerk und den eingeschlagenen Fenstern schien, als würde es jeden Moment zu Staub zerfallen. Eine ganz besondere Ruhe lag über dem Bild. Eine Ruhe, die ihr sagte, dass niemand hier war. Schon lange nicht mehr. Und auch niemand mehr kommen würde. Höchstens, um den alten Bauernhof abzureißen.

Vielleicht wäre es das Beste, dachte sie, als sie am Zaun stehen blieb und dem Gefühl nachspürte, das der Anblick des Moorhofs in ihr aufsteigen ließ. Vielleicht muss man erst alle Spuren der Vergangenheit begraben, bevor man mit ihr Frieden schließen kann.

Die Wolken schwammen in einem riesigen blauen Ozean über ihrem Kopf. Im Alten Land hatte der Sommer schon immer eine besondere Weite, einen besonderen Geruch. Auch hier, an seinen Rändern, tief im Moor. Als sie die Pforte aufdrückte und unwillkürlich tief einatmete, mischte sich der Duft des Flusses und der Wiesen mit Holz und Erde, mit Heu und Wasser aus den Marschgräben. Irgendwo hinter dem Grün lag der Deich. Und dahinter glitzerte die Este, die Lebensader der Elbmarsch. Es war so windstill, dass sie aus weiter Ferne die Klappermühlen in den Kirschbäumen hören konnte.

Ihre Hand zitterte, als sie das Seitentörchen aufdrückte und das hohe Gras sich gegen das Holz stemmte. Aber ihre Hand zitterte jetzt immer.

«Mama, ich helfe dir doch!» In der Stimme ihrer Tochter schwang Ungeduld.

«Ich habe dir gesagt, ich will das alleine machen.» Auch sie war angespannt. So lange hatte sie auf diesen Moment gewartet, ihn immer wieder hinausgezögert. Sie wusste nicht, was sie glaubte, hier zu finden. Antworten vielleicht.

Oder neue Fragen.

«Warte bitte beim Wagen.»

«Und wenn du hinfällst? Dort drinnen ist sicher alles morsch, ich kann doch ...»

«Nein!» Sie fuhr herum, und ein Blick genügte, um Kat verstummen zu lassen. Inzwischen war sie vielleicht alt, die Hände zitterten, und die Beine wollten nicht mehr so, aber ihr Blick war noch genauso eindringlich wie früher.

«Schön, wie du willst. Aber dann lass die Tür auf, damit ich höre, wenn du durch den Boden brichst!» Kat rückte ihr scheußliches neumodisches Hütchen zurecht, das die grauen Haare auch nicht verdecken konnte, und ging zum Wagen. Eine fünfzigjährige Frau, bockig wie ein kleines Kind. Manche Dinge änderten sich nie.

Sie beobachtete, wie ihre Tochter sich, beim Wagen angekommen, sofort eine Zigarette anzündete, und konnte förmlich sehen, welche Gedanken dabei hinter ihrer Stirn vorbeizogen. Es war ihr egal. Schon lange hatte sie aufgehört, sich darum zu kümmern, was andere von ihr dachten, ob sie sie schwierig oder seltsam fanden. Sie drehte sich um und ging durch das Törchen.

Es war ein kleiner Hof. Hier gab es keine Brauttür, keine Giebelschwäne, keine Prunkpforte wie auf den meisten der restaurierten Anwesen im Herzen des Alten Landes, an denen sie in der letzten Stunde vorbeigefahren waren. Als sie näher kam, über die zugewucherten Steine schritt, hätte sie doch gerne Kats Arm zum Festhalten gehabt, der Boden war uneben und voller Stolperfallen. Aber sie würde sich nicht umdrehen und nach ihr rufen. Sie bat nicht gern um Hilfe. Und noch weniger gern gab sie zu, dass sie sich geirrt hatte. Der große Schlüssel wog schwer in der Tasche ihres Rocks, während der Fahrt hatte sie immer wieder ihre Finger darum geschlossen.

Einen Moment sah sie sich um. Am Horizont schwebten die Flügel einer Windmühle über den Bäumen.

Sie brauchte lange, um die Kette zu lösen, die die Türgriffe zusammenhielt, und als sie sie schließlich in den Händen hielt, wusste sie nicht, was sie damit tun sollte. Suchend sah sie sich um, und ihre Arme zitterten so stark, dass die Kette schließlich zu Boden glitt. Dabei streifte sie über ihr Kleid. «Verdammt!», seufzte sie, als sie die Rostflecken auf der zarten Schweizer Spitze sah.

Zögernd schloss sie die Finger um die kalte Klinke, drückte sie vorsichtig hinunter und stieß die Tür auf. Der Geruch war wie eine Wand. Alte Steine, moderndes Holz. Es war der Geruch einer anderen Zeit, den es heute nur noch an wenigen Orten zu finden gab. Stille schlug ihr entgegen. Auch hier zog das Nachmittagslicht schräge Streifen über den Boden. Die meisten Fenster waren mit Brettern vernagelt, aber das Licht reichte, um sich zu orientieren.

Sie trat über die Schwelle, und es schien ihr, als würde das Haus den Atem anhalten, sich leise knirschend zur Seite neigen und auf die alte Frau in der weißen Spitze lauschen, die plötzlich hier auftauchte, an einem sonnigen Samstag im Juni, und nach der Vergangenheit suchte.

Natürlich hatten andere Leute hier gelebt. Wie viele Familien gekommen und gegangen waren, wusste sie nicht, und es war auch egal. Sie würde nichts mehr von damals finden.

Aber darum war sie nicht hier.

Unsicheren Schrittes ging sie über die alten Dielen, ihre Fingerspitzen streiften über die Wände. Die Feuerstelle in der

Flettwand zwischen der Wirtschaftsdiele und dem Wohnbereich war noch erhalten, wenn auch modernisiert und mit Kacheln eingerahmt. Alle Höfe im Alten Land waren ähnlich gebaut, ihr Grundriss war der eines anderen Jahrhunderts, den nun niemand mehr brauchte, den man aber auch nicht ändern durfte. Vielleicht stand der Hof deshalb leer. Oder vielleicht, weil es ein Unglücksort war. War es das, was sie hier spürte? Das Unglück, das sie alle heimgesucht hatte?

In der Kammer neben der Küche hatte die Großmutter geschlafen, bevor sie weggegangen waren und alles in sich zusammengebrochen war. Das winzige Fenster zeigte auf den Gemüsegarten hinaus. Sie schritt langsam über den dunklen Flur, öffnete eine Tür, dann eine zweite. Die kastenartigen Alkoven zwischen Diele und Wohnbereich hatten im letzten Jahrhundert den Mägden als Nachtlager gedient. Man konnte sich nicht richtig hinlegen, nur halb aufrecht sitzend schlafen. Später waren sie anscheinend als Schränke genutzt worden, jemand hatte Nägel in die Wände gehauen und Bretter darübergerlegt. Lange starrte sie hinein. Dies war einst der Rückzugsort für ein sehr junges, sehr einsames Mädchen gewesen. Ein Mädchen, das vom Meer geträumt hatte, von weichen Kissen, gutem Essen und einem Leben ohne Schmerz. Ein Schrank, nicht größer als eine Besenkammer.

Langsam streifte sie weiter durch das Haus, öffnete sogar die Tür, die in den Stall führte. Die Kuhgeschirre hingen noch an den Eisenstangen, klirrten leise im Halblight. Es war kühl hier drin.

Sie ging zurück in die Küche und sah sich um. Nun gab es keinen Raum mehr, den sie noch nicht gesehen hatte, so klein war der Hof. Eine Weile stand sie verloren da, drehte sich um sich selbst, aber ihre Augen fanden nichts, woran sie sich festhalten konnten, keinen Gegenstand, der ihr etwas sagte, keinen Hinweis, kein Zeichen.

Und da wusste sie es. Es hatte keinen Sinn mehr, sich weiter etwas vorzumachen.

Sie war das Unglück.

Sie war verantwortlich für das, was damals geschehen war. Egal wie lange sie in der Vergangenheit suchte, wie viele Geister sie rief.

Es gab nichts, das diese Tatsache ändern würde.

# Teil 1

1912

*Hamburg*

## 1

**S**ie tastete im Dunkeln umher. Einen Moment überkam sie die grauenvolle Gewissheit, dass sie blind war. Nie wieder würde sie Farben sehen, nie wieder das Gesicht ihrer Mutter. Die Panik packte sie so fest, dass sie aufschrie und sich mit den Händen über die Augen kratzte.

Da spürte sie den Verband.

Ava fiel wieder ein, was passiert war, und mit einem Stöhnen ließ sie sich in die Kissen zurücksinken. Sie war schweißgebadet.

Jedes Mal, wenn sie einschlief, erwachte sie danach voller Angst. Jedes Mal vergaß sie, dass ihre Augen nur verbunden waren. Dass sie noch sehen konnte.

«Ich nehme Ihnen die Binde ja gleich ab. So langsam sollten Sie sich daran gewöhnt haben, oder nicht? Dass Sie sich aber auch immer so anstellen müssen.» Die Stimme der Schwester klang ungeduldig, beinahe scharf.

Ava konnte es ihr nicht verdenken. Sie war eine undankbare Patientin. Drei Wochen war es nun her, dass man sie operiert hatte. Und noch immer musste sie so oft wie möglich mit Kräutern getränkte Umschläge auf die Augen legen, um zu verhindern, dass sie sich entzündeten. Damit die Umschläge nicht verrutschten, band man sie nachts fest.

«Haben Sie gehört, dass Sie bald entlassen werden? Es dauert nicht mehr lang.» Schwester Karla hob ihren Kopf vom Kissen und löste die feuchte Binde.

«Was?» Ava blinzelte, und die Erleichterung, die Farben und das Licht zu sehen, das Zimmer um sie her und sogar das verkniffene Gesicht der Schwester war wie jeden Tag so groß, dass ihr ein Gewicht von der Brust zu fallen schien. «Aber ich bin doch gar nicht gesund.» Plötzlich hämmerte ihr Herz. Allerdings nicht vor Freude. So ungeduldig sie auch war, endlich das Krankenhaus verlassen zu dürfen, endlich ins Leben zurückzukehren, so sehr fürchtete sie sich auch davor.

«Ein wenig müssen Sie auch noch warten, aber die Entzündung ist unter Kontrolle. Sie können dann von Ihrem Hausarzt weiter behandelt werden.»

Ava hätte beinahe laut aufgelacht. Aber natürlich wusste die Schwester nicht, warum sie hier war und wie lächerlich dieser

Gedanke schien. «Gut», murmelte sie und sank wieder in ihr Kissen zurück.

«Ich dachte, Sie machen Luftsprünge. So lange wie Sie hatten wir schon ewig niemanden hier. Zumindest nicht mit einem Trachom.»

«Danke, dass Sie mich daran erinnern», murrte Ava, und Schwester Karla warf ihr erst einen missbilligenden Blick zu, schmunzelte dann aber. «Ich werde Sie vermissen.»

«Werden Sie nicht», erwiderte Ava, musste dann aber ebenfalls lächeln.

Sobald die Schwester gegangen war, stand Ava auf, griff nach ihrer Strickjacke und tappte langsam zum Spiegel an der Wand. Weil ihre Krankheit einen so unerwartet schweren Verlauf genommen hatte und so ansteckend war, hatte sie die meiste Zeit über ein Einzelzimmer bewohnt. Anfangs war sie dankbar dafür gewesen, doch irgendwann waren die Stille und die Einsamkeit über sie hergefallen wie unsichtbare Wölfe, hatten sie halb wahnsinnig werden lassen in der Dunkelheit. Sie hatte begonnen, sich Lieder vorzusingen, Gedichte von früher aufzusagen, an die sie sich nur noch halb erinnerte. Wann immer möglich hatte sie am offenen Fenster gesessen und auf die Geräusche der Stadt gelauscht, aber es war zu kalt gewesen, die Gefahr einer weiteren Entzündung zu groß. Irgendwann hatten die Schwestern die Tür zum Gang für sie offen stehen lassen, damit sie wenigstens etwas von draußen mitbekam. Sie konnte nicht lesen, sie hatte nichts, um sich abzulenken. Und niemand kam zu Besuch.

Denn niemand wusste, dass sie hier war.

Sie trat an den Spiegel und blickte auf ihre Füße, zögerte den Moment hinaus, in dem sie sich in die Augen schauen musste. Sie trug keine Strümpfe, ihre Zehen waren rot gefroren.

Langsam hob sie den Blick. Und als ihre honigfarbenen Augen im Spiegel auf ihr Ebenbild trafen, wurde sie von Ava zu Claire.

Ihr Mund begann zu zittern. Seit Wochen vermied sie den Blick in den Spiegel, so gut es ging. Ihre Augen waren gerötet, in den Winkeln hatten sich Krusten gebildet, die Wimpern waren verklebt. Über der linken Iris lag ein Schleier. Ein weißer Nebel. Hauchfein, aber deutlich.

Er würde ihr für immer bleiben.

Außerdem hatte sich das Lid leicht verkrümmt, sodass die Wimpern in eine Fehlstellung geraten waren. Ihre Sehkraft indes war noch genauso gut, wie sie immer gewesen war. Der Arzt hatte ihr erklärt, dass das andere Auge lernen würde, den Nebel auszugleichen. Der Anblick versetzte ihr trotzdem einen so brennenden Stich, dass sie ihr Spiegelbild am liebsten zerkratzt hätte.

Sie krallte die Hände um den kalten Rand des Waschbeckens und versuchte, den heißen Kloß herunterzuschlucken, der in ihrem Hals anschwell. Sie musste dankbar sein. Dankbar, dass sie ihr Gesicht überhaupt sehen konnte. Aber es war so schwer, nicht damit zu hadern.

Nie wieder würde sie aussehen wie früher.

«**W**ären Sie so gut, mir den Tee zu reichen?» Agatha lächelte mit blassen Lippen, man sah, wie viel Kraft es sie kostete, so zu tun, als wäre alles wie immer.

Ava ging zur Anrichte. Bedächtig schüttete sie den heißen Schwarztee in die zartgeblümete Porzellantasse von Oscar Schlegelmilch, die sicher mehr gekostet hatte als alles zusammengenommen, was sie besaß, und brachte sie an den Diwan, auf dem Claires Mutter saß.

«Soll ich die Vorhänge ein wenig zuziehen?» Sie sah, wie das grelle Licht des Vormittags Agatha in den Augen schmerzte.

«Vielleicht ein bisschen.» Ihre Stimme war kaum mehr ein Hauch. Agatha trank einen Schluck. Die Hand, die die Tasse zum Mund führte, zitterte ganz leicht.

Ava ging zum Fenster und zog die Gardine zu, schloss den kalten Hamburger Wintertag draußen aus. «Dann geht es Ihnen heute wohl nicht besser?», fragte sie, als sie sich wieder umdrehte.

Agatha schüttelte den Kopf. «Ich bin nur etwas geschwächt, machen Sie sich keine Gedanken. Es muntert mich immer auf, Sie zu sehen. Wie schön, dass Sie mich besuchen kommen.»

Ava lächelte. Sie goss sich ebenfalls eine Tasse Tee ein und versuchte, nicht aufzuschauen, denn sie merkte, wie Agathas Blick auf ihr ruhte, tastend ihr Gesicht erforschte. Seit Wochen kam sie nun hierher, und immer noch sah Agatha sie so an.

Als könnte sie nicht glauben, dass Ava da war.

Als wäre sie jemand, den sie lange Zeit vermisst hatte.

Es klopfte, und Marie steckte den Kopf zur Tür herein. Ava wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. «Madame, könnte ich Sie einen Moment sprechen?»

«Was gibt es, Marie?» Mit einem Klirren setzte Agatha die Tasse ab. «Nur zu, sprich ruhig, sprich.»

Ava war klar, dass auch Agatha sofort an Claire dachte. Wie könnte sie auch nicht. Sie alle dachten seit Wochen an nichts anderes.

Marie warf Ava einen zweifelnden Blick zu, dann trat sie ein und faltete die Hände vor der weiß geblauten Schürze. «Madame, ich war eben auf dem Markt, und ich habe dort ... jemanden getroffen. Ein anderes Dienstmädchen.» Mit großen Augen blickte Marie zwischen ihnen hin und her, offensichtlich unsicher, ob sie reden durfte.

«Bitte, so sag doch», forderte Agatha sie auf, und Ava bemerkte, wie sich jeder Muskel in ihrem Körper anspannte. Auch sie umklammerte mit beiden Händen ihre Tasse.

Marie schluckte sichtbar. «Magnus Godebrink ist zurück.»

Agatha wich das Blut aus dem Gesicht, doch bevor sie reagieren konnte, fügte Marie hinzu: «Ich habe mit seiner Mamsell gesprochen. Er ... er hat Claire nicht gesehen.»

Nachdem Agatha an jenem Tag, an dem ihrer aller Leben durch Claires Flucht aus den Angeln gehoben worden war, vor Avas Augen zusammenbrach und ins Krankenhaus kam, hatte Ava gemeinsam mit Wilhelm und Quint die Villa unverrichteter Dinge wieder verlassen müssen. Am folgenden Tag war sie

nach Eppendorf gefahren, wo man sie zu ihrem Erstaunen auch tatsächlich sofort in das Privatzimmer geführt hatte, in dem Agatha Conrad nach ihrem Herzanfall lag.

Ava hatte erwartet, dass Claires Mutter sich erklären, irgendetwas darüber sagen würde, was geschehen war. Warum sie Ava angesehen hatte, als stünde der leibhaftige Tod vor ihr, und dann ohnmächtig auf den Teppich gesunken war.

Aber alles, was Agatha sagte, als Ava hereinkam und an ihr Bett trat, war: «Wissen Sie, wo meine Tochter ist?»

Die kranke Frau griff nach ihrer Hand und sah sie mit so riesigen, angsterfüllten Augen an, dass Ava am liebsten aus dem Raum gelaufen wäre. Sie hatte Angst, dass Claires Mutter erneut einen Schwächeanfall erleiden, ihr Herz die Nachricht nicht verkraften würde. Aber sie musste es schließlich erfahren. Sicher war nichts schlimmer, als in der Ungewissheit zu leben.

Also hörte sich Ava selbst dabei zu, wie die unglaublichen Worte aus ihrem Mund kamen. Sie erzählte, wie Claire in aufgelöstem Zustand zu ihr ins Gängenviertel gekommen war. Dass Claire daheim an der Tür gelauscht und gehört hatte, wie sich Dr. Schwab und Agatha besprachen, wie er plante, sie einweisen zu lassen oder sie andernfalls zu ehelichen, um sie vor rechtlichen Konsequenzen zu bewahren. Agatha blickte sie an, ohne einmal zu blinzeln, und Ava konnte an ihrer Miene nicht ablesen, ob sie das Gehörte begriff, ob sie verstand, was Claire getan hatte.

Auf ihre Erzählung folgte eine seltsame Stille. Agatha kniff ein paarmal die Augen zusammen, als fragte sie sich, ob sie wach war oder noch träumte. «Es ist meine Schuld», hauchte sie schließlich, so leise, dass Ava es kaum hörte. «Es ist alles meine Schuld. Ich wollte sie doch nur schützen.» Agatha schlug die Hände vor den Mund, sah Ava mit flackernden Augen an. «Sie muss solche Angst gehabt haben.»

«Ja», erwiderte Ava, und seltsamerweise spürte sie einen Moment des Mitgefühls für Claire, ein kurzes Flattern, ein Erweichen irgendwo in ihrer Brust. «Sie hatte große Angst.»

Ava war nach Eppendorf gekommen, um Geld zu fordern. Um Agatha zu sagen, dass Claire nicht nur ihr, sondern auch Ava das Herz gebrochen, ihr das Einzige genommen hatte, das ihr etwas bedeutete; ihren Traum von einem neuen Leben. Fest entschlossen war sie durch die Stadt marschiert, bis raus zum Krankenhaus.

Und dann brachte sie es nicht über sich.

Sie konnte Agatha Conrad nicht sagen, was ihre Tochter getan hatte. Nicht alles, nicht die kleinen, grausamen Details, die es so schlimm machten, die ihre Flucht zu einem Verrat werden ließen. Dass sie sie eingeschlossen, sich heimlich mit Avas Fahrkarte und all ihren Habseligkeiten davongeschlichen hatte. Genau wusste sie nicht, was sie davon abhielt, schließlich bedeutete Geld für eine Agatha Conrad nicht das Gleiche wie für sie selbst. Doch als sie in die schuldgeplagten Augen einer Mutter sah, die von der Sorge um ihre Tochter gepeinigt wurde, brachte sie nichts über die Lippen, das diese Sorge noch

vertiefen würde. Ich sage es ihr an einem anderen Tag, nahm sie sich vor, als sie dort an Agathas Bett stand. Wenn es ihr ein wenig besser geht.

Aber eine Sache konnte sie nicht zurückhalten. «Verzeihen Sie, Madame Conrad», begann sie vorsichtig. «Gestern, kurz bevor Sie die ... Schwäche befallen hat, da schien es mir, als würde ich Sie an jemanden erinnern. Sie haben mich so erschrocken angesehen. Und dann sagten Sie, ich sollte eigentlich tot sein.»

Agatha hielt noch immer die Hände vor den Mund gepresst und schüttelte den Kopf, als wollte sie die Neuigkeiten über Claire einfach nicht wahrhaben. Sie hob den Blick, ihre Augen trafen sich.

Und Ava sah, dass sie sich erinnerte.

Sie sah, dass Agatha genau wusste, wovon sie sprach. Doch Claires Mutter schüttelte nur weiter den Kopf. «Ich ... Sie haben mich an jemanden erinnert. Herrje, es tut mir leid, ich muss Sie zu Tode erschreckt haben.» Sie schloss einen Moment die Augen, das Gesicht unter den noch immer dunklen Haaren weiß wie das Kissen.

Ava spürte, wie sich ganz tief in ihr etwas verabschiedete. Zu Staub zerfiel. Der Glimmer einer irrwitzigen, unmöglichen Hoffnung, die sie sich niemals hätte erlauben dürfen. «Ach so», sagte sie leise.

«Ich war nicht bei Sinnen. Die Sorge um meine Tochter hat mir den Verstand geraubt. Claire war plötzlich einfach verschwunden, wissen Sie. Die Mädchen haben mir gestanden,

dass sie an der Tür gelauscht hat. Ich ... wir ... Aber Sie wissen ja bereits alles. Dr. Schwab sah keine andere Möglichkeit. Wir wollten ihr nur helfen. Sie hat sich durch ihren Wahn für diesen Magnus Godebrink in eine unmögliche Lage gebracht. Wenn ich mir vorstelle, was alles hätte passieren können.»

Agatha schloss wieder die Augen. Eine Schweißperle rann ihr seitlich die Schläfe hinab, dabei war es nicht besonders warm im Zimmer. Unruhig blickte Ava zur Tür, voller Sorge, dass Agathas Herz einfach alles zu viel wurde.

«Sie hat sich vor Angst übergeben. Können Sie sich das vorstellen?», wisperte Agatha, und jetzt standen Tränen in ihren Augen. «Sie wissen ja nicht, wie stark sie ist, Claire kann nichts erschüttern. Dass sie solche Angst ausgestanden hat ...»

Plötzlich streckte Agatha die Hand aus, eine zitternde, bleiche Hand, die Finger voll schwerer Ringe, die sie Ava Halt suchend entgegenstreckte. Nach einem Moment des Erstaunens ergriff Ava sie, ließ sich auf der Bettkante nieder, eine Situation, so absurd, dass sie beinahe aufgelacht hätte. Jemand wie sie am Bett einer reichen Dame.

Es war wie eine verkehrte Welt.

«Ich weiß», sagte sie. «Sie hat mir alles erzählt.»

Agatha richtete sich ruckartig ein Stück auf, als wäre ihr gerade erst klar geworden, dass sie mit der Person sprach, die Claire zuletzt gesehen hatte. Sie umklammerte Avas Finger so fest, dass es wehtat, zog sie unwillkürlich näher an sich. «Hat sie irgendetwas zu Ihnen gesagt? Wo genau sie hinwill? Wie man sie erreichen kann? Wann sie zurückkommen wird?»

*Ob sie zurückkommen wird.*

Ava sah die unausgesprochene Frage in Agathas Augen und zögerte. «Sie ist nach New York gefahren, so viel ist sicher», sagte sie, einen bitteren Geschmack auf der Zunge. «Mehr weiß ich leider nicht. Ich denke, sie wird dort Magnus treffen. Sicher müssen wir uns um Claire keine Sorgen machen, Sie sagen es ja selbst, sie ist sehr stark. Und Magnus wird für sie sorgen.»

Agatha nickte beklommen. «Aber Herrgott. Sie hatte doch gar nichts dabei, kein Geld, keine Kleider», stammelte sie. «Ihr hitziges Wesen hat sie ja schon oft in unangenehme Situationen gebracht, aber dass sie so etwas ...» Jetzt begann sie zu weinen. «Wie kann sie nur einfach gehen, ohne ein Wort!», rief sie, zog ihre Hand aus Avas und wischte sich die Tränen von den Wangen. «Ich weiß ja, dass sie wütend war. Und verzweifelt. Aber ihr muss doch klar gewesen sein, was das für mich bedeutet. Was ich mir für Sorgen machen würde!»

«Sie *hatte* Kleider dabei», erklärte Ava tonlos. «Und ein wenig Geld. Von mir.»

Agathas Augen spiegelten ihre Verunsicherung. Sie wusste offenbar nicht genau, was sie von dieser Information halten, ob sie Ava Vorwürfe machen sollte. «Oh, das ist gut», sagte sie schließlich. «Ich danke Ihnen, es war sehr großmütig von Ihnen, dass Sie ihr geholfen haben.»

Das alles war nun Wochen her. Seit Avas Besuch im Krankenhaus hatte sich eine zarte, etwas befremdlich anmutende Freundschaft zwischen ihr und Agatha entwickelt.

Lange hatte Ava damals noch an ihrem Bett gesessen, und irgendwann, nachdem die erste Sorge um Claire abgeklungen war, hatte Agatha begonnen, Ava verstohlen zu mustern, ihr Fragen zu stellen. Und die ganze Zeit über hatte Ava das Gefühl nicht losgelassen, dass hinter diesen Fragen etwas anderes steckte. Dass Agatha etwas ganz Bestimmtes von ihr erfahren wollte.

«Kommen Sie doch wieder, ja?», bat sie, als Ava nach ihrem ersten Besuch irgendwann aufbrechen musste. «Wenn Sie da sind, habe ich das Gefühl, noch eine Verbindung zu meiner Tochter zu haben.» Beinahe flehend gruben sich ihre Finger in Avas Unterarm. «Vielleicht gleich morgen? Ich zahle Ihnen selbstverständlich die Droschke hier heraus. Es würde mir so viel bedeuten. Sonst liege ich ja doch nur hier und mache mir Sorgen.»

Ava hatte zugesagt. Weil sie genauso eine Verbindung zu Claire brauchte wie Agatha.

Weil sie dem flehentlichen Blick nichts entgegenzusetzen hatte.

Und weil sie ganz tief in sich die Gewissheit spürte, dass da etwas war, das Agatha ihr nicht erzählte.

Sie sah es daran, wie Agatha jede ihrer Bewegungen verfolgte, als würde sie Ava mit etwas vergleichen. Wie sie sie beharrlich über ihr Leben ausfragte, mit diesem Blick, der sich veränderte, sobald ihre Augen sich trafen.

Und so war sie wiedergekommen, am nächsten Tag nach der Arbeit. Seitdem kam sie alle paar Tage, saß an Agathas Bett, las

ihr aus der Zeitung vor, beantwortete geduldig Frage um Frage über ihr Leben, die Agatha hinter ausgesuchter Höflichkeit versteckte, die aber viel zu präzise waren, um bloß Konversation zu sein.

Irgendwann war Agatha aus dem Krankenhaus entlassen worden, mit der Diagnose einer Herzschwäche und der strikten Anweisung, sich zu schonen und nicht aufzuregen. Froh, der harten Arbeit in der Ballinstadt, die sie nun wieder aufgenommen hatte, für eine Weile zu entgehen, begann Ava, den Besuchen erwartungsvoll entgegenzublicken. In der Villa bekam sie guten Kaffee, süßes Gebäck, das ihr auf der Zunge schmolz, und sie traf auf jemanden, der sich freute, sie zu sehen. Auch wenn sie Agathas Sorge um Claire nicht mildern konnte. «Noch immer nichts?», fragte Agatha, sobald Ava zur Tür hereinkam, und sah sie so hoffnungsvoll an, dass es ihr jedes Mal wehtat, wenn sie den Kopf schütteln und verneinen musste.

Immer noch nichts Neues von Claire.

Die lange Auffahrt auf der Uhlenhorst war auch im Dezembergrau beeindruckend. In der eleganten Kutsche der Conrads fuhr Ava an Wiesen und prachtvollen Pferden vorbei und fragte sich, wie es sein musste, hier zu leben. Die Luft roch nach Nebel, ein paar Raben krächzten in den kahlen Bäumen. Es war eiskalt, und als sie um eine Kurve bog, sah sie durch das Fenster, wie der Atem der Pferde in der Luft verdampfte.

Vor der Freitreppe hielten sie an. Ava schaute an der Fassade empor. Claire stand oben auf dem Balkon, hielt das Gesicht in die Sonne, glücklich über ihr neues Leben, das sie sich so lange erträumt hatte.

Aber nur für eine Sekunde.

Dann verpuffte das Bild, und der Balkon blickte leer und grau in den eisigen Nachmittagshimmel. Ava fröstelte. Sie fragte sich, ob wohl dort oben in dem Zimmer mit den vorgezogenen Gardinen das Kind gestorben war.

Sie klingelte, und ein streng blickendes Dienstmädchen mit hohen Wangenknochen öffnete ihr die Tür.

Sie schien irritiert, Ava am Haupteingang zu sehen, runzelte die Stirn, dann aber gewahrte sie die herrschaftliche schwarze Kutsche auf der Auffahrt und schien zu beschließen, erst einmal abzuwarten, bevor sie Ava rügte. «Ja, bitte?», fragte sie kühl.

«Ich komme im Auftrag von Frau Agatha Conrad», erklärte Ava höflich. «Ihre Tochter ist ... eine gute Bekannte von Herrn Godebrink.»

«Wir sind im Hause vertraut mit Fräulein Conrad», erwiderte das Mädchen, und ihre Stimme verhärtete sich. «Sie war in der Vergangenheit oft hier zu Besuch.»

Ava nickte, und als sie sich ansahen, war beiden klar, dass die jeweils andere wusste, was sich bei Claires Besuchen abgespielt hatte.

«Wie Sie vielleicht wissen, ist Fräulein Claire seit einiger Zeit spurlos verschwunden. Sie wollte nach Amerika fahren, um

dort Herrn Godebrink zu treffen, und seitdem hat niemand etwas von ihr gehört.»

Das Mädchen sah sie abwartend an. Ihr Blick hatte beinahe etwas Lauerndes. Sie erwiderte nichts.

«Madame Conrad hat mich gebeten, bei Herrn Godebrink vorzusprechen. Wir möchten gerne erfragen, ob er Informationen über Claires Aufenthaltsort hat.»

Das Mädchen sagte noch immer nichts, musterte Ava mit ihren schönen, stechenden Augen. Sie weiß etwas, zog es Ava durch den Kopf. Sie weiß etwas über Claire.

«Ich werde Sie anmelden», erwiderte das Mädchen in diesem Moment – und bevor Ava etwas erwidern konnte, drückte sie ihr die Tür vor der Nase zu.

Ava stand draußen in der frostigen Luft und zog ihr Schultertuch enger, drehte sich zum Hof und ließ den Blick über die Stallungen schweifen. Die Raben saßen jetzt in den kahlen Ästen der Kastanie, ihr anklagendes Krächzen erfüllte die Luft. Sie hatte das Gefühl, dass die Vögel sie beobachteten. Ihre Finger prickelten vor Kälte.

Endlich erklangen Schritte im Haus, und sie fuhr herum.

Das Mädchen streckte gerade einmal die Nasenspitze zu ihr heraus. «Bedauere, Herr Godebrink ist nicht zu sprechen», sagte sie und drückte die Tür so schnell wieder zu, dass Ava nur erstaunt blinzeln konnte.

Einen Moment stand sie da und beobachtete durch das Glas, wie das Mädchen durch die Halle davonschritt, ohne sich auch nur einmal zu ihr umzudrehen. Dann ging sie langsam zur